

Anderen, die sich mit dem von hegemonialer politischer Macht als fremd vorgeführten europäischen Diskurs der Menschenrechte gegen Diskriminierung zur Wehr setzen wollen. Nach einer mitreißenden Führung durch die Presselandschaft und die politischen Forderungen der AktivistInnen landet Keinz aber wohl etwas zu weit ausholend bei dem – in diesem Zusammenhang luxuriös wirkenden – Gedanken einer Ost-West-Hegemonie. Die Überlegung, ob der europäische Menschenrechtsdiskurs eine koloniale Geste gegenüber den neuen EU-Beitrittsländern darstellt, ist zwar inspirierend und wird bereits in polnischer Publizistik aufgegriffen, scheint aber an dieser Stelle nicht produktiv zu sein. Damit nähert sich die Autorin überraschenderweise dem nationalistischen Diskurs, wohl um selbst eine Geste der Gleichberechtigung der ideologischen Positionen zu vollführen.

Sehr überzeugend ist dagegen die Betrachtung des bisher in der deutschen Forschung nur unzureichend berücksichtigten Feldes der subversiven Akte in der polnischen Politik und Kultur. Dieses Feld fasst Anika Keinz im vorletzten Kapitel, „An den Rändern: Subversion und Widerstand“, zusammen und zeigt darin die Vielfalt der linguistischen Kämpfe um Macht und Anerkennung, der als ambivalent wahrgenommenen Aktionen in der Öffentlichkeit, der emanzipatorischen politischen Ideen, aber auch der Konzepte partnerschaftlicher Beziehungen in privaten Zusammenhängen. Der Autorin gelingt es hervorragend, neben den spezifisch polnischen kulturellen Phänomenen auch den transnationalen Charakter der polnischen Emanzipationsbewegungen herauszufiltern und zu betonen – oder wie sie selbst resümiert: „Feminismus wird zu einer Form des Widerstandes gegen ‚cultural scripts‘ und mit Freiheit, Unabhängigkeit, Empowerment und Demokratie verknüpft“ (167). Der Feminismus ist als im globalen Kontext handelnde Philosophie fast immer denselben Widerständen ausgesetzt und bemüht sich mit spezifischen und weltweit doch ähnlichen Strategien, dem entgegenzuwirken.

Für jene, die Polen gerne etwas besser verstehen wollen, bietet das Buch eine vielschichtige, fundierte, umfassend kontextualisierte Abhandlung über die historisch-politischen Voraussetzungen für eine Analyse, einen zuverlässigen Einblick in die polnische Gegenwart (nicht zuletzt dank der hart erkämpften Interviews mit Akteurinnen der polnischen politischen Szene und NGO-Aktivistinnen) und eine Einordnung der gegenwärtigen polnischen Emanzipationsbewegungen sowie Denkströmungen in den globalen Diskurs des Widerstands. Eine empfehlenswerte Lektüre für Forschende und Neugierige.

*Dariusz K. Balejko, Stubice u. Frankfurt a. O.*

Nicolas Pethes u. Silke Schick Tanz Hg., **Sexualität als Experiment. Identität, Lust und Reproduktion zwischen Science und Fiction**, Frankfurt a. M.: Campus 2008, 417 S., EUR 34,90, ISBN 978-3-593-38608-9.

In leichter Abwandlung der poststrukturalistischen Grundformel „Differenz durch Wiederholung“ hat Hans-Jörg Rheinberger Experimentalsysteme als Orte der differenziellen Reproduktion bezeichnet. Diesen Begriff nehmen die beiden HerausgeberInnen

zum Ausgangspunkt für ihre Überlegungen zur Beziehung von Sexualität und Experiment. Sie argumentieren, dass die Thematisierung von Differenz – beziehungsweise Identität/Alterität – und Reproduktion im 20. Jahrhundert auch im Bereich des Sexuellen zentral gewesen sei. Es ergebe sich folglich eine interessante Parallelität zwischen jenen Konzepten, welche die „Experimenttheorie“ und jenen, die „das Wissen von der Sexualität“ (14) prägen. Deshalb sei es naheliegend, neben der mittlerweile gut untersuchten „sexuelle[n] Dimension des Experimentierens“ (15) auch die experimentelle Dimension von Sexualität in den Blick zu nehmen: „Wie wir zeigen möchten, kann Sexualität eine derart vielschichtige und variable Referenz für Wissenschaft, Gesellschaft und Kultur der Gegenwart sein, weil sie innerhalb all dieser Bereiche Gegenstand und Ziel verschiedener Transformationen, Erprobungen und Hypothesen ist“ (11).

Wenngleich dies zunächst nicht mehr als eine umständliche Formulierung für die These zu sein scheint, dass die ‚Sexualität‘ in den ‚westlichen‘ Gesellschaften des 20. Jahrhunderts zentral gewesen sei, ermöglicht der Ansatz, in der Sexualitätsgeschichtsschreibung auf den „Entwurfscharakter“ (10) von natur- und sozialwissenschaftlichen sowie kulturellen Produktionen zu fokussieren, eine interessante Perspektive auf den Gegenstand. Um diesen Zugang zu systematisieren, unterscheiden die HerausgeberInnen drei „Semantiken des Sexuellen“ (18). Jeder dieser Semantiken ist eine Sektion des Bandes gewidmet, die von einem Übersichtsartikel eingeleitet wird. Der dritte Bereich neben den bereits erwähnten Identität und Fortpflanzung ist mit „Lust und Moral“ betitelt. Etwas problematisch scheint an dieser Systematik, dass sie die Gemeinsamkeit der drei Bereiche unter dem Dach ‚der Sexualität‘ zu stark zu betonen droht – und die von Pethes und Schicktanz wie auch von weiteren Beitragenden erwähnte zunehmende „Entkoppelung“ (9) von Reproduktion und Lust/Identität zu wenig thematisiert. Darüber hinaus ist vor dem Hintergrund neuerer Forschungen anzumerken, dass auch die Beziehung von Lust und Identität, also die Zentralität des Foucault'schen Sexualitätsdispositivs als solchem, heute möglicherweise grundsätzlich in Frage gestellt wird. Ihrem Anspruch, jeden der drei Bereiche des Experimentierens – Natur-, Sozialwissenschaften und Populärkultur – in jeder Sektion zu berücksichtigen, werden die HerausgeberInnen nicht ganz gerecht: Die Sozialwissenschaften kommen eindeutig zu kurz.

Ausgehend von der Feststellung, dass das Sprechen über Sexualität im 20. Jahrhundert durch einen zunehmend „konsumistischen Diskurs“ (32) geprägt worden sei, argumentiert Heiko Stoff in seiner Einleitung der ersten Sektion, dass dies nicht zuletzt auf der Grundlage experimentell hergestellten Wissens über Sexualhormone geschehen sei. Er plädiert deshalb für eine Geschichte des Sexuellen, „die auf eine Geschichte der wirkungsmächtigen und materialisierenden Dinge nicht verzichtet“ (29). Ein Beispiel dafür stellt gleich anschließend Rainer Herrns Artikel zur Geschichte der Geschlechtsumwandlungen dar. Er argumentiert, dass neben neuen Vorstellungen über den Körper und dessen Ästhetik auch die Rezeption der Hormonforschung ausschlaggebend dafür gewesen sei, dass von Seiten der Betroffenen seit den 1910er Jahren zunehmend

Geschlechtsumwandlungen gefordert worden seien. Erst ab diesem Zeitpunkt seien eigentliche Umwandlungen denkbar geworden, während zuvor lediglich die „Neutralisierung des Geschlechtskörpers“ (51) angestrebt worden sei.

Trans- und Intersexualität ist auch Gegenstand von Ulrike Klöppels Aufsatz zur „Genealogie des *gender*-Konzepts“ (73) und Annette Kecks Gegenüberstellung von transgressiven Experimenten in den literarischen Produktionen von Gottfried Keller und Thomas Meinecke. Klöppel zeigt, dass sich die unterschiedlichen Positionen in der sexualwissenschaftlichen Debatte über die Rolle biologischer Dispositionen – mit Milton Diamond, der noch einmal seine Sicht der Dinge darlegt, ist ein wichtiger Protagonist dieser Debatte im Sammelband vertreten – auf ein gemeinsames „experimentelle[s] Dispositiv“ (82) stützen, dessen Grundlagen unhinterfragt bleiben. Ausschlaggebend ist hier also nicht das Ergebnis des Experiments, das experimentell hergestellte „Ding“, sondern die spezifische Form des Experiments selbst. Auch Keck greift die Frage nach der Form des Experiments auf. Sie argumentiert, dass Keller versucht habe, die Deutungsmacht der Literatur gegenüber der zunehmenden Hegemonie naturwissenschaftlicher Erklärungen wiederherzustellen, indem er seine Novelle „Das Sinngedicht“ selbst als „Experimentalanordnung“ (127) aufbaute. Die Ergebnisse des Experiments habe er jedoch zu kontrollieren versucht, indem er Klatsch, Travestie etc. ausschloss. Anders sei hingegen Thomas Meinecke vorgegangen, bei dem die Grotteske selbst zum „produktiven Prinzip“ (127) avanciere. Auch der letzte Beitrag der Sektion widmet sich einer populärkulturellen Versuchsanordnung. Am Beispiel des *Cyborg* „Seven of Nine“ aus der TV-Serie „Star Trek“ veranschaulicht Uta Scheer, wie zeitgenössische Diskurse über Weiblichkeit/Männlichkeit und sexualisierte Gewalt im Rahmen eines Experiments – der Rückverwandlung eines *Cyborg* in einen Menschen – thematisiert werden.

Die zweite Sektion des Bandes – „Lust und Moral“ – eröffnet Antje Flüchter mit einem Plädoyer für eine differenzierte Betrachtung frühneuzeitlicher und -moderner Thematisierungen des Sexuellen. Eindeutig den normalisierenden und optimierenden Tendenzen des 20. Jahrhunderts zuzuordnen sind die von Marion A. Hulverscheidt beschriebenen Bemühungen der französischen Psychoanalytikerin Marie Bonaparte, „Frigidität“ zu behandeln. Warum Bonapartes Forschungen als „singuläre Aktionen einer außergewöhnlichen Persönlichkeit“ (186) gesehen werden sollen, wird im Text allerdings kaum nachvollziehbar. Unklar bleibt in diesem Zusammenhang auch, was Hulverscheidt mit dem Begriff „Diskurs“ meint. Einer dezidiert an Foucault'scher Diskurstheorie orientierten Methodik ist Pascal Eitlers gelungener Beitrag zu pornographischen Medien seit 1968 verpflichtet. Mit Bezug auf Rheinberger beschreibt der Verfasser Pornographie als gesellschaftliches Experiment zur (Re-)Produktion sexuellen Wissens. Hierbei handle es sich nicht nur um Wissen über „Geschlechteridentitäten“, sondern vor allem auch um „Körpertechniken“ (262). Pornographie erweist sich somit als einer der zentralen Orte der Therapeutisierung und Optimierung des Sexuellen.

Veränderungen und Erweiterungen des Körpers sind auch das Thema von Annette Jael Lehmanns Aufsatz zu „posthumanen“ Kunstproduktionen. Der Text hätte besser in die

dritte Sektion gepasst, geht es doch weniger um Lust als um Formen der (Re-)Produktion von Körpern. Abgerundet wird die zweite Sektion durch zwei Beiträge zu ethischen Fragen. Regina Ammicht Quinn denkt über eine neue Sexualethik nach, die sich nicht mehr dem „Kampf gegen den Körper“ (231) – sei es aufgrund der christlichen Tradition oder im Rahmen des Zwangs zu Leistung und Optimierung – widmet, sondern „Sexualität im lebensgeschichtlichen Sinn als je neues Experiment“ (233) ermöglicht und reflektiert. Julia Dietrich fragt sich, was es für die ethische Bewertung bedeutet, wenn sich der Gegenstand eines Experiments in erkenntnistheoretischer Hinsicht durch Unverfügbarkeit auszeichnet – also die Unmöglichkeit, ihn exakt zu bestimmen. Hinsichtlich des Sexuellen geht es ihr darum, über eine Ethik von Lust und Schmerz nachzudenken.

Mit Überlegungen zur Geschichte und Gegenwart der Trennung von Sexualität und Reproduktion leitet Caroline Arni die dritte und letzte Sektion ein. Sie beschreibt das Paradox, dass genetische Untersuchungen wie der Vaterschaftstest heute zwar zunehmend über Verwandtschaft entscheiden, dass aber Phänomene wie die Samen- und Eispende es zugleich nötig machen, Verwandtschaft sozial zu bestimmen. Anschließend diskutiert Barbara Orland, wie das Konzept „Embryo“ in Wissenschaften und Politik verhandelt wird. Sie zeigt, dass die temporalen Definitionen im wissenschaftlichen Diskurs und die Konstruktionsarbeit in der Erforschung wie bei der Herstellung von medientauglichen Bildern in der politischen Debatte ausgeblendet werden. Der Embryo werde stattdessen als Individuum konzipiert, über dessen Rechte gestritten werden kann. Welche Folgen die Trennung von sexuellem Akt und Reproduktion für Elternschaft und Verwandtschaftssystem hat, zeigt Eva-Maria Knoll anhand des Beispiels von Frauen, die ein Kind möchten, ohne eine (sexuelle) Beziehung zu einem Mann einzugehen.

Den Abschluss des Bandes bilden drei Texte zu kulturellen Produktionen. Jörn Ahrens argumentiert in seinem Aufsatz zu Michel Houellebecqs Roman „Elementarteilchen“ (1998), dass das Sexuelle darin gerade nicht als Gelegenheit für Experimente, sondern als „Ennui“ (356) und Zwang beschrieben werde, dem durch utopische reproduktionstechnologische Möglichkeiten ein Ende bereitet werden solle. Nicole C. Karafyllis untersucht die Rolle der Flora in Science-Fiction- und Horror-Filmen und argumentiert, dass Pflanzen in diesen Fiktionen, indem sie – nicht zuletzt im Labor – aus dem Bereich des Unbeweglichen und Nicht-Intentionalen heraustreten, „Reproduktion und Autonomie, Verweigerung und Verführung, Unbewusstem und Körperlosem eine visuelle Form“ (388) geben können. Deborah L. Steinberg schließlich beschreibt die Fernsehdokumentation „The Sons of Abraham“ (USA 1999) als Versuch, die Kategorie ‚Rasse‘ als Gegenstand der Wissenschaften zu rehabilitieren, indem ‚Jüdischsein‘ als zwar positiv konnotierte, nichtsdestoweniger aber biologische Eigenschaft dargestellt wird. Der Beitrag schließt an die Thematik der dritten Sektion an, als es um die Biologisierung von Zusammengehörigkeit geht.

Was also bringt die Frage nach dem Experiment im Zusammenhang mit der Untersuchung von Sexualität? Der Sammelband zeigt zunächst einmal die verschiedenen

Bedeutungen, die der Begriff ‚Experiment‘ annehmen kann. Bei einzelnen Texten wirkt der Bezug darauf aber reichlich konstruiert. So lässt sich beispielsweise an Steven Seidmans und Chet Meeks’ gleichwohl spannendem Text zur Rolle des „Liberalismus“ in der US-amerikanischen Homosexuellenbewegung gar kein Bezug auf die experimentelle Dimension erkennen. Unter den anderen Beiträgen bieten diejenigen die interessantesten Anwendungsmöglichkeiten des Begriffs ‚Experiment‘, die auf die Produktion und Diffusion von Wissen fokussieren.

*Peter-Paul Bänziger, Zürich*

Thierry Wanegffelen, **Le pouvoir contesté. Souveraines d’Europe à la Renaissance**, Paris: Éditions Payot 2008, 492 S., 8 Abb., 5 Tafeln, EUR 27,50, ISBN 9-78222-890249-6.

Thierry Wanegffelen, Kenner der französischen Religionsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, hatte schon 2005 unter dem Titel „Catherine de Médicis. Le pouvoir au féminin“ eine vielbeachtete Biographie einer der bekanntesten französischen Regentinnen vorgelegt. Nun folgt mit dem hier anzuzeigenden Werk sein Versuch einer Synthese zur Machtausübung fürstlicher Frauen im 16. Jahrhundert. Er reiht sich damit in eine stetig wachsende Zahl von Darstellungen ein, die das Problemfeld Frauen und Herrschaft respektive Frauen und Politik in der Zeit vor 1800 einem größeren Publikum zugänglich machen wollen. Auch Wanegffelen wendet sich an einen größeren Leserkreis jenseits der Fachwissenschaften, und die Lebendigkeit seiner Darstellung, sein Schreibstil, machen das Buch auch wirklich leicht lesbar.

Im Zentrum seines Interesses steht die Zeit zwischen etwa 1470 und etwa 1630, also ein ‚langes‘ 16. Jahrhundert, dass der Autor weitgehend mit der Epoche der Renaissance gleichsetzt. Wie der Untertitel bereits nahe legt, geht es ihm vorrangig um die Macht von Fürstinnen in diesem Zeitraum, und zwar gerade nicht von verheirateten Frauen, sondern von solchen, die kraft ihrer Herkunft oder ihrer Eheschließung zu ‚souveränen‘ Regentinnen eines Territoriums wurden, in der Mehrzahl also verwitwete Frauen. Dabei bleibt anzumerken, dass Wanegffelens Europa keineswegs den ganzen Kontinent erfasst, sondern dass die 33 Regentinnen, mit denen er sich näher auseinandersetzt, in Frankreich, Spanien, England, Schottland und den Niederlanden in Erscheinung traten. Ausnahme ist ein knapper Ausblick auf Königin Christine von Schweden, die 1654 zugunsten eines männlichen Verwandten abdankte und ihr Königreich verließ. Insofern sollte man also die räumliche Zuschreibung besser auf Westeuropa beziehungsweise das „atlantische Europa“ präzisieren.

Die Studie ist in drei Teile gegliedert. Der erste, überschrieben „La Renaissance face aux femmes“ (27–148), führt in den behandelten Zeitraum mit Blick auf die Stellung der Frauen allgemein und der fürstlichen Frauen im Besonderen ein. Der Autor streift dabei knapp die Rolle von Frauen im Wirtschaftsleben und in Bezug auf Politik, ver-